Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 23. 7. 1939 | Nr. 30

Dichter, Bauer und Soldat.

Zum dreißigsten Todestage Detlev von Liliencrons am 22. Juli.

Von **Werner Lenz.**

Es war am 3. Juni im Jahre 1844, in politischer Notzeit, als Frederik Adolf Axel Detlev Freiherr von Liliencron in Kiel in der Nordmark geboren wurde. Wenn Menschentum Kämpfertum ist, so ist gewiß auch Dichtertum, recht erfaßt und recht erfüllt, echtes Mannestum. Wie sich Dichterschaft und Heldenschaft zu paaren wissen, dafür ist Liliencron ein leuchtendes Beispiel. Sein Werk und sein Leben sind wertvoll für die Nation geworden, denn sie wiesen ihr die Quelle, aus der die Kraft schöpferischer Kunst sich speist: die Heimatliebe und Ahnentreue, die wache Sorge um völkisches Werden und völkische Ehre. Volksliebe und Schollentreue sind die belebenden Elemente einer Dichtkunst, die unvergänglich ist, weil sie naturecht und wurzelfest blieb.

Erdennah war Detlev von Liliencron, und es ist fast tragisch, daß er zu den „armen Liliencrons" gehörte, daß er nicht auf Geest und Marsch, zwischen Knick und Förde als Gutsherr sitzen durfte, harter Feldarbeit und frischem Weidwerk verschworen! Doch wer weiß, ob wir diesen kohlbauenden Liliencron dann überhaupt kennen würden, ob sich in der Behäbigkeit schleswig-holsteinischen Landlebens dieser Geisteskämpfer überhaupt zu seiner einzigartigen Persönlichkeit entwickelt hätte! Es ist gewiß nicht die Frau Sorge und die Muhme Not, die schicksalhaft an jeder Wiege stehen müssen, aus der einmal ein großer, lebensvoller Künstler ersteht! Nicht Pfennignot, sondern Herzensnot braucht ein Mensch, um über das Durchschnittsmaß hinauszuwachsen. Nicht Sorge um die Schusterrechnung, sondern Sorge um die Seele, um die eigene und um die Seele des Volkes, erweckt Sinner und Sänger!

Detlev von Liliencron ist erst Soldat gewesen; dann wurde er Poet. In zwei Kriegen ist er dreimal verwundet gewesen. Dennoch durfte er so wenig Offizier bleiben, wie seine Sippe Gutsbesitzerin sein durfte, weil ihr die Mittel ausgegangen waren. Liliencron mußte den Dienst quittieren, damit er aus Herzensqual zum Dichter werden konnte. Und aus den großen historischen Zeiten, die er als Soldat in vorderster Front erlebt und durchkämpft hatte, entstanden seine mitreißenden Werke, die man noch den Freiwilligen des letzten Krieges ins Feld sandte: „Adjutantenritte", „Kriegsnovellen" und derlei Meisterstücke mannhaften Poetentums.

Es ist wohl richtig, was einer seiner Biographen betont, wenn er das Wesen Liliencrons zu ergründen sucht: „Die Mischung deutschen Soldatenblutes mit Bauernblut, die in seinen Adern war, hat eine geschlossene Persönlichkeit hervorgebracht!" Das Gemeinsame zwischen Bauernblut und Soldatenblut ist ja die furchtlose Treue, die nicht fragt und fordert, sondern die Forderungen und Pflichten erfüllt, ehe sie an selbstsüchtige Forderungen und an eigennützige Erfolge denkt. So hielt es Detlev von Liliencron auch in seinem Familienleben. Bleibendes Glück brachte ihm erst seine dritte Ehe. Sie schenkte ihm, dem Kinderlieben, den lange ersehnten Nachwuchs, einen Jungen und ein Mädel. Nun waren junge Menschen da, denen seine treue Fürsorge zu gelten hatte.

Für Volk und Vaterland hatte Liliencron gestritten und geblutet. Für sein eigenes Dasein hatte er in harten Notjahren die Kraft der Selbstbehauptung eingesetzt, getreu seinem Worte: „Jeder ist mir verächtlich, der nicht bis zum letzten Atemzug um sein körperliches und geistiges Leben kämpft!" Er wußte auch aus Feldzugtagen und aus Alltagsstreiten, daß „bereit sein alles ist", und er bekennt:

„Gib den Flamberg nie aus Händen,
im Triumph selbst und Genuß;
denn du brauchst ihn aller Enden
bis zum letzten Atemzug!"
Frieden wirst du nie erkämpfen.
Dennoch! Schmück dir Schwert und Schmerz
Hin und wieder mit Aurikeln,
Und bekränze auch dein Herz!

Wehrbereit ist er immer gewesen. Wie aber sollte er der künftigen Not wehren, die die Seinen treffen würde, wenn sein Schaffen zum Stillstand kam? Er sparte sich allerlei Honorare ab und kaufte sich in eine Lebensversicherung zugunsten seiner Hinterbliebenen ein, verzichtete auf eine ersehnte Reise, schränkte seine ohnehin nicht bedeutsamen Lebensbedürfnisse ein, um den Kommenden ein sicheres Leben zu ermöglichen, seinen Lieben, denen er die Treue bis über das Grab hinaus hielt, nachdem er dem Vaterlande im großen sich treu gezeigt hatte. Es ist sicher nur wenigen Deutschen bekannt, daß der „schneidige Baron" ein vorbildlicher Familienvater war.

Detlev Freiherr von Liliencron hatte nach seinem Abschied von der preußischen Armee in München, Berlin, Altona, in den letzten Jahren seines Lebens in Alt-Rahlstedt bei Hamburg seine Zelte aufgeschlagen. In Alt-Rahlstedt ist er auch am 22. Juli 1909 — also vor 30 Jahren gestorben. Seine Werke liegen in mehreren Ausgaben gesammelt vor; die umfangreichste umfaßt nicht weniger als 15 Bände. Seine Bedeutung beruht auf den lyrischen Gedichten und Balladen, sowie auf den Kriegsnovellen und ihren berühmten Gegenstücken: „Eine Sommerschlacht", „Unter flatternden Fahnen" und „Krieg und Frieden". Mit seinen Dramen und Romanen hatte er weniger Erfolg; dagegen hat ihn auch das „kunterbunte Epos" Poggfred, eine lyrische Dichtung aus dem Jahre 1896, überleben können. Unter der stattlichen Zahl seiner Biographen befinden sich die ihm befreundet gewesenen Dichter Hans Benzmann und Otto Julius Bierbaum.

Krieg und Friede / Von Detlev von Liliencron

Ich stand an eines Gartens Rand
Und schaute in ein herrlich Land,
Das, weit geländet, vor mir blüht,
Drin heiß die Erntesonne glüht.
Und Arm in Arm, es war kein Traum,
Mein Wirt und ich am Apfelbaum,
Wir lauschten einer Nachtigall;
Und Friede, Friede überall.

Ein Zug auf fernem Schienendamm
Kam angebraust. Wie zaubersam!
Er brachte frohe Menschen her
Und Güterspenden, segenschwer.
Einst sah ich den metallnen Strang
Zerstört, zerrissen meilenlang.
Und wo ich nun in Blumen stund,
War damals wildzerwühlter Grund.
Der Sommermorgen glänzte schön
Wie heute; glitzend von den Höhn,
Den ganzen Tag mit Sack und Pack,
Brach nieder aus Verhau, Verhack
Zum kühnsten Sturm, ein weißes Meer,
Des Feindes wundervolles Heer.
Ich stützte, wie aus Erz bezeugt,
Mich auf den Säbel, vorgebeugt,
Mit weiten Augen, offnem Mund,
Als starrt ich in den Höllenschlund.
Nun sind sie da! „Schnellfeuer! Steht!"

Wie hoch im Rauch die Fahne weht!
Und Mann an Mann, hinauf, hinab,
Und mancher sinkt in Graus und Grab.
Zu Boden stürz ich, einer sticht
Und zerrt mich, ich erraff mich nicht,
Und um mich, vor mir, unter mir,
Ein furchtbar Ringen, Gall und Gier.
Und über unserm wüsten Knäul
Bäumt sich ein scheu gewordner Gaul.
Ich seh der Vorderhufe Blitz,
Blutfestgetrockneten Spornenritz,
Den Gurt, den angespritzten Kot,
Der aufgeblähten Nüstern Not.
Und zwischen uns mit Klang und Kling
Platzt der Granate Eisenring:
Ein Drache brüllt, die Erde birst,
Einfällt der Weltenhimmelfirst.
Es ächzt, es stöhnt, und Schutt und Staub
Umhüllen Tod und Lorbeerlaub.

Ich stand an eines Gartens Rand
Und schaute in ein herrlich Land,
Das ausgebreitet vor mir liegt,
Vom Friedensfächer eingewiegt.
Und Arm in Arm, es ist kein Traum,
Mein Wirt und ich am Apfelbaum,
Wir lauschten einer Nachtigall;
Und Rosen, Rosen überall.

Rondeoffizier Liliencron.

Von **Emil Weber.**

„Dichter, Hauptmann und Baron", hat Liliencron einmal gereimt, „auf dem Baron liegt der Ton."

Nun, der Hauptmann war unserem Dichter mindestens ebenso wichtig. Bei passender Gelegenheit holte der kleine Herr mit dem gesunden Gesicht, das so gar nicht das eines lyrischen Dichters war, seine Hauptmannsuniform aus dem Schrank und spazierte darin stolz durch die Straßen Hamburg-Altonas.

Auch in der Einsamkeit der Insel Pellworm, wo Liliencron einige Zeit Hardesvogt war, hatte er es schon so gehalten.

Bei Liliencrons soldatischer Begeisterungsfähigkeit liegt die Frage nahe, warum er denn nach seiner Teilnahme an den Kriegen von 1866 und 1870/71 nicht bei den Soldaten geblieben ist? Nun, er ist mit 28 Jahren schon — zum Hauptmann ist er erst hinterher ernannt worden — durchaus nicht freiwillig ausgeschieden. „Wunden und Schulden halber", heißt es so hübsch in den Biographien. Aber die Wunden waren längst geheilt, und die Schulden, seine treuen Begleiter durch das ganze Leben, waren wohl da, aber damals doch noch nicht von solchem Gewicht, daß sie ihn zum Ausziehen des bunten Rockes genötigt hätten. Ein besonderer Vorfall, der uns den Leutnant Liliencron in seinem ganzen Leichtsinn und Übermut zeigt, kam hinzu, ja, war ausschlaggebend für den Abschied. Sein Freund und Kamerad, der spätere Oberstleutnant Busse, hat darüber berichtet, als er zu Liliencrons 60. Geburtstag um einen Beitrag zu Dr. Boeckels Buch „Detlev von Liliencron, Erinnerungen und Urteile" angegangen wurde.

„Manchmal", erzählt er, „ward es mit Liliencrons phantastischer Veranlagung zu toll, und eine solche phantastische Ausschreitung war die Veranlassung, daß er 1872 den Abschied nehmen mußte. In Frankfurt a. M., während der Messe, hatte L. als Rondeoffizier die Wachen und Posten zu revidieren und bekam zwei Mann Begleitmannschaften. Statt nun den Pflichten des Wachtdienstes nachzugehen, führte er die Begleitmannschaften in die Messebuden, ließ sie würfeln, Karussell fahren, fuhr in einer Droschke mit ihnen nach Bornheim, ließ sie dort Apfelwein trinken und tanzen. Schließlich wollte er in der Nacht noch einen ihm mißliebigen Premierleutnant in dessen Wohnung verhaften lassen. Am nächsten Morgen kam L. und beichtete mir. Ich war entsetzt über das grobe Wachtvergehen, das ihm den Kragen kosten und ihn auf Festung bringen mußte. Nach meinem Diktat schrieb er sein Abschiedsgesuch, mit dem ich sofort zum Regimentskommandeur und Kommandanten, General v. L., fuhr, um für meinen leichtsinnigen Freund um einen ehrenvollen Abschied zu bitten. Es war nicht leicht; endlich aber erreichte ich es doch."

Rückblickend hat Liliencron später seine militärischen Erlebnisse in den prächtigen „Kriegsnovellen" gestaltet. Hier hat er neben dem „scharfen Gang" sein eigenes soldatisches Wesen, das so gern dem Augenblicke lebte, aufs lebendigste gezeichnet.

Detlev von Liliencron:

Umzingelt! / Aus einer Kriegsnovelle.

Als uns der Befehl erreichte, schlug die Dorfkirchenuhr sieben. Die heiße Augustsonne hatte sich häufig während des Tages in den Regenwolken gezeigt, glühend, dann dampften unsere Röcke. Nun schien sie aus schwammigen Massen, sich spiegelnd in den Regenlachen und Bluttümpeln. Dann kroch sie in den Mantel zurück, noch einmal wieder heraus und sank. Ein breiter Streifen, in blauer und gelber Farbe, blieb am Horizont wohl eine Viertelstunde. In dieser Beleuchtung brachen wir auf. Da es kein Rückzug war, da wir nicht mehr vom feindlichen Feuer belästigt wurden, ging alles in Ordnung. Bei dem Hofe angekommen, machte der Bataillonskommandeur für seine Person Kehrt und Halt. Er saß, den Kopf vorgebeugt, den wieder gezogenen Degen auf dem Sattelknopf kreuzend, in ruhiger Haltung. Um ihn, höchste Eile in größter Ordnung war geboten, flutete rechts und links das Bataillon wie schnelle Ebbe um einen Felsen. So nahe mußten die Leute an ihm vorbei, daß sie oft die Flanken des Gauls berührten, der dadurch nach rechts und links geschoben wurde. Im Osten lag das einzige breite Tor der Besitzung. Dieses sog, wie Schafe der Pferch, nacheinander die Kompanien herein.

„Alles drin in der Arche?" rief der Noah-Oberstleutnant, als er, der letzte, hereintritt. „Zu Befehl, Herr Oberstleutnant!" schrien wir vier Kompanie-Chefs fast einstimmig. „Tor schließen, verrammeln, Bettzeug dahin!" Dann eine kurze Anweisung: dort die erste, dort die zweite, dritte, vierte Kompanie, begleitet mit Fingerzeig und Degenausstreckung. Und fast eben so schnell standen wir an den angewiesenen Plätzen. Diese Plätze waren einfach zu wählen. Ringsum hinter der ganzen Umfassungsmauer. Aber diese Mauer ragte hoch auf. So mußte vor allem dafür gesorgt werden, daß wir über die Bekrönung hinwegsehen, auf diese die Gewehre legen konnten. Also Unterlage her. Und gleich wurde herangeschleppt, was nur tragbar war: Möbel, Tonnen, Fässer, ein Erard, Dünger, im Umsehen gekappte Bäume, ein mit Windeseile abgebrochenes Lusthäuschen. Über dieses alles Bohlen und Bretter, die sich glücklicherweise vorfanden. Nun hinauf auf die Bohlen und Bretter! Es geht; die Gewehre liegen gut, wir können ins Vorland schauen.

Der Besitz bestand aus einem Herrenhaus und einem großen Nebengebäude, das als Stall und Vorratsraum seinen Zweck zu erfüllen schien. Beide wurden umschlossen von einem großen Park mit jungem Baumschlag; diesen wieder umzog überall die nun von uns besetzte Mauer. Das Schlößchen war in nicht aufzuklärendem Stil gebaut. Oben barock (Schnörkel und Muschel), lief es unten in eine, die ganze Länge der Stirnseite einnehmende Säulenhalle aus. Die Säulen verband, im höchsten Grade beleidigend fürs Auge, eine Glaswand. Doch in diesem Augenblick glänzte keine Scheibe, kein Scheibchen ganz. Und klirr, klirr, klang es noch immer.

Während ich emsig beschäftigt bin mit der Unterbringung und Aufstellung meiner Kompanie, steht plötzlich ein Herr in bürgerlicher Kleidung vor mir. Seine Rechte preßt das Herz, die Linke ist in die schwarzen Haare gefahren: genau wie auf dem bekannten Bild, wo der an der Stirn blutende Cambronne beschwörend vor Napoleon kniet. Wie ein Wasserfall geht seine Rede, begleitet von den aufgerissensten Augen. Ich verstehe kein Wort; ich bitte ihn langsamer und

deutlicher zu sprechen. Nun allmählich wird es mir klar. Er erzählt mir französisch, daß er, der Besitzer, Graf Méricourt, im Begriff sei wahnsinnig zu werden. Seine Frau befinde sich unmittelbar vor ihrer schweren Stunde. Ein Wegtragen sei unmöglich gemacht durch ihren Zustand. Die Gräfin und er seien heute durch die Schlacht überrascht worden. Die Dienerschaft sei geflohen und nur eine alte Tante geblieben.

Der Tausend, ja, da mußte denn doch Anstalt getroffen werden. Unter Begleitung unseres jungen Stabsarztes, der vor der Hand nichts zu tun hatte und vor der Hand nichts anderes tat, als sich Pflaumen herunterzuschütteln, trugen wir die Gräfin in den Keller. Über diesem machten wir eine Decke „bombensicher". Der Oberstleutnant, dem ich in fliegender Eile den Vorfall gemeldet hatte, stellte einen Doppelposten vor die Tür, so daß die Dame vor dem, natürlich, wenn es geschehen sollte, unverschuldeten Eindringen unserer Leute gesichert war.

Die Sonne war untergegangen. Auch die blauen und gelben Streifen am Himmelsrand verblaßten mehr und mehr. Die Sterne flimmerten imer deutlicher. Die schöne, klare Sommernacht kümmert sich nicht um das wüste Kriegsgetümmel.

Nur ein einziges Feuer brannte hinter der Scheune; hier konnte es nicht entdeckt werden. Zwei eingefangene Hammel brieten.

„Herr Hauptmann, der Herrn Divisionspfarrer bitten, eingelassen zu wreden", meldet ein Posten von den Bohlen her zu mir. Ich mußte die Augen, als ich zu ihm hinauf schaute, beschatten, schon hob er sich wie ein Schattenriß gegen den bleichen Himmel.

Da das Tor fest verrammelt ist, ist an ein Öffnen nicht zu denken. Auf einer nach der anderen Seite hinuntergelassenen Leiter holten wir den Feldgeistlichen herein. Der kleine Herr mit den doppelten Brillengläsern, in hohen Stiefeln, mit der violett und weißen Binde am Arme stand mitten unter uns.

„Ich konnte doch das Bataillon nicht allein lassen. Die Kameraden oben auf den Höhen werden ruhige Stunden haben; hier kann's heiß hergehen."

Ich konnte nicht anders, ich nahm das Kerlchen wie eine Puppe in die Arme und drückte ihn an mich wie ein süßes Mädel in verschwiegener Sommerlaube. Alle Offiziere gaben ihm stürmisch die Hand.

Überall flammten und rauchten die Biwakfeuer, vor uns die des Feindes, hinter uns die des Freundes. Ein wundervoller, friedlicher, fast feierlicher Anblick.

Ob sie kommen werden? Ob sie es versuchen werden, uns hinauszujagen?

Alles blieb ruhig. In den sanften Armen der Nacht schliefen die Soldaten in unmittelbarer Nähe der Mauer: die meisten mit den Köpfen auf den Tornistern. Wie in einem verzauberten Garten nahm sich's aus: hier lehnte einer mit hängender Stirn an einem Stacket, dort stützte einer das Haupt in die Hand, so müde, so müde . . .

Nur die zahlreichen Posten gingen mit Gewehr über auf und nieder. Scharf den Blick in die Nacht hinein, gespitzt das Ohr nach dem kleinsten Geräusch. Neben mir im leisen Murmelgespräch stand der Hauptmann der zweiten Kompagnie. Schon als Fähnriche hatten wir Freundschaft geschlossen. Wir waren im selben Regiment „groß" geworden. Mehr als einmal trat sein ruhiger, sicherer Fuß die Funken aus, auf denen ich leichtsinniger Bruder gewandelt; mehr als einmal hatten sein treues Herz, seine Klugheit geholfen in Gewittern überschäumender Jugend, die mich wegzuschwemmen drohten. Keinen Menschen liebte ich so wie ihn.

Wir schrieben uns gegenseitig in die Notizbücher die genauen Adressen unsrer Verwandten, für den Fall des Todes. Ziemlich überfüssig zwar, da jeder des andern Verhältnisse kannte.

Und wie es kam: wir unterhielten uns just von fröhlichen Leutnantszeiten — ich nahm seine Hände in die meinen, und ein überströmendes Gefühl gab mir das richtige Wort heißen Dankes. Er aber, weich, wie ich ihn nie gesehen, wehrte meine Rede ab, die Stirn auf meine Schultern stützend: seine Nüchternheit und nur zu ernste Auffassung des Lebens hatte ich mit meiner Fröhlichkeit ergänzt so manches Mal.

Just tauchte der Arzt neben uns auf und berichtete mit Stolz, daß er eben seine erste Entbindung geleitet habe; Mutter und Kind seien wohlauf. Der Vater beruhige sich mehr und . . . „Was war das? Was ist das?", rief mein Freund, sich hoch aufrichtend und ins Vorland lugend. Nun rasselte es. Getös wie die Hiebe des Kantschus auf den Rücken der Pferde; Kommandorufe.

„Auf! Auf!" schreien wir, schrien die Posten, zugleich zur schnellen Erweckung Schüsse gebend, schrie der Oberstleutnant, und schon starrten, wie die Waffe des Stachelschweins, tausend Gewehrläufe ringsum.

Zwei Batterien jagten bis auf dreihundert Schritte an unsere Westseite und begannen: „Mit Granaten — geradeaus!" Aber die bösen Vögel flogen meist hoch über uns weg; nicht einmal ein rotes Hähnchen setzte sich aufs Herrenhaus. Augenscheinlich wollten sie eine Bresche machen, aber es sollte ihnen nicht gelingen. Wir schossen in die hell sichtbaren Batterien hinein. Plötzlich protzen sie auf, teilen sich rechts und links, und in dichten, schwarzen Schwärmen wachsen aus der Lücke Infanterie-Bataillone. Wir hören die Rufe der Offiziere. Sie kommen, sie kommen! Einige Tiger, die Freiwilligen, in Sprüngen voraus; wir sehen, wie diese die Gewehre, die Yatagans über ihren Häuptern schwingen. Hinter ihnen die Massen im Laufschritt. „Jungs, hollt fast!" ruft ein Schleswig-Holsteiner unter meinen Leuten. Ein rasendes Feuer empfängt die Stürmer. Sie stutzen, und zurück, zurück, und sind verschwunden in der Dunkelheit. Der Angriff ist abgeschlagen. Ein zurückschießendes Meer; die Töne ersterben. Aber andre klingen nun deutlich: ruhige, langsame Trompetenstöße von dort, wo eben die Batterien gestanden. Drei Fackeln, die hoch hin und her geschwungen wurden, zeigen sich. Zwischen den Fackeln geht einer, der unablässig eine weiße Fahne schwenkt; neben ihm ein Offizier. Alles geistert auf uns zu. Unser Bataillonskommandeur schickt ihnen seinen Adjutanten entgegen. Dem fremden Offizier werden die Augen verbunden, dann wird er über die Mauer gehoben.

Der Unterhändler bringt folgendes: Gegen freien Abzug mit Wehr und Waffen und mit klingendem Spiele sollen wir seinen Landsleuten das Gehöft übergeben. Im Weigerungsfalle kündet er uns völlige Erdrückung an.

Noch heute höre ich meinen Oberstleutnant: „Nous y restons, mon camerade!" („Wir bleiben hier, mein Kamerad!") Schon ist der Fremde auf der Krone der Mauer, um hinunter gelassen zu werden, als ihm der Oberstleutnant die Geschichte der unglücklichen Gräfin erzählt: daß es in der Unmöglichkeit liege, die Dame wegzuschaffen. Der Offizier zuckt die Achseln, macht ein trübes Gesicht, läßt sekundenlang die Augen den Boden suchen. Dann antwortet er: „A la guerre comme à la guerre", („Im Kriege geht es wie im Kriege zu!") und zieht mit seinen Leuten, blasend, unter Schwenken der Fahne, im huschenden Licht der Fackeln in die Dunkelheit ab.

Der Oberstleutnant ruft: „Die Herren Offiziere!" Bald umstehen wir ihn im Kreise, und der alte Herr, der in der „Ochsentour" die Stufenleiter bis zu den Raupen erklommen hat, der keine Ansprüche ans Leben macht, dem sein König, sein Vaterland, seine Familie Alles ist, der nie andere Interessen gekannt hat, der in eiserner Sparsamkeit im steten Einerlei der nie wechselnden Garnison grau geworden ist — wie spricht er nun zu uns? Seine Worte sind wie gehackt; sie kommen kurz und bestimmt. Aus seinen Augen leuchtet die herrliche Sonne der nüchternsten Pflichterfüllung, der Pflicht der Stunde. Er, der uns zuweilen auf dem Exerzierplatz durch seine Kleinigkeitskrämerei zur Verzweiflung gebracht hat, der in jeder Rede stecken blieb in den kleinen Gesellschaften, wo er zu sprechen hatte — jetzt klingt es scharf und schneidig:

„Meine Herren! Sie haben alle gehört, was uns der Unterhändler geboten, was er im Falle der Weigerung uns zu sagen hatte. Die Antwort, die ich ihm gab, war Ihrer aller Antwort, ohne daß ich Sie zu fragen brauchte. In einer Viertelstunde werden wir umzingelt sein. Treu bis in den Tod! Es lebe der König!"

Dann gab er uns allen dankend die Hand. Zu mir, der ich der Chef der dritten war, sagte er: „Die Kompanie schickt einen Zug ins Schlößchen zum Vorstoß, wenn's nötig tut. Sie werden diesen Zug begleiten, Herr Hauptmann; mit den beiden andern Zügen werde ich mich an der Scheune selbst aufstellen, um sie dahin zu werfen, wo die äußerste Gefahr ist."

Jeder eilte zu seinen Leuten. Eine Fluruhr im Herrenhause schlug in schrillem Ton die erste Stunde nach Mitternacht.

*

Ich hatte meinen Zug in die Säulenhalle — der Begriff Glasverbindung war verschwunden — postiert, zu der eine breite, wenige Stufen haltende, helle Marmortreppe führte. Wir konnten aus dieser Stellung in einem Sprung den Weg erreichen.

Vor meinem Fuße ruhte ein englisches Buch. Ich schlug es auf und las, indem ich meine Zigarre erglühen ließ.

Jetzt! Nichts war zu hören, und doch wußte es jeder von uns: sie kommen! Und geräuschlos vollzog sich, in weitem Kreis, ihn immer enger schließend und näher auf uns losrückend, die völlige Umzingelung.

Jetzt! Nein, noch nicht. Stille des Grabes. Und doch, wir fühlen es in jedem Nerv: sie schleichen heran.

Hörner und Trommeln und Jauchzen und Geschrei. Die Mitrailleuse knattert dazwischen: es hört sich täuschend an wie vom Schiffsdeck in die Tiefe rasselnde Anker. Rrrrrrrt — Rrrrrrrt —. Die Marseillaise im Hintergrund von tausend Instrumenten, von vielen Tausenden von Stimmen, und so, wie die Franzosen sie singen: „Allons, enfants de la Patri—i—e! Das „i" gellend, langaushaltend.

Und dann waren sie heran. Wir hatten meisterhaft Feuerzucht gehalten. Kein Schuß war vorher losgelassen. Schnellfeuer. Geknatter. Kampf um die Mauer. Sind sie im Garten? „Kerls, die Gewehre fest!" Und schon wollte ich hinunter springen, als ich Turkos sehe. Die schwarzen Gesichter stechen ab von der weißen Marmortreppe im matten Licht der Sterne. Kurze, geschlängelte Messer, Yatagans, umblitzen mich, Raubtierzähne fletschen. Afrika gegen Deutschland. Und alles ein wirbelnder Kreis, in dem wütende Menschen, Blätter, Steine, Erde in ungeheurem Tumult sind. Bald bin ich allein, bald helfe ich meinen Leuten, bald schlagen sie mich heraus.

Schon brennt es im Schlößchen. Und mitten im Treten und Getretenwerden, im Würgen und Gewürgtwerden denke ich plötzlich an die Gräfin. Wie ich hinunter in den Keller gekommen bin, nie kann ich's sagen.

Die Wöchnerin liegt ohnmächtig auf Pelzen, neben ihr der schreiende Säugling; ihr Mann betet kniend in einem Winkel. Ich vergesse die Todesangst in seinen Zügen nie und nimmermehr. Da dringen Turkos ein, blutbespritzt, beschmutzt, außer sich, Tiere. Schon beugt sich einer mit dem kurzen Flammenschwert über das Bett — aber ein schwerer bronzener Leuchter fliegt ihm dröhnend an die Stirn; er taumelt zurück. Eine alte Dame hat ihn geworfen, und als stände sie, eine Judith, auf Holofern, stellt sie den Fuß auf das Ungeheuer. Altes Tantchen, das war brav!

Leute von meinem Zuge sind um mich; wir schlagen die Schwarzen wieder hinaus. Aber es brennt; ja, es brennt. „Vorwärts, die Frau und das Kind aufgehoben!" Und wie Zuckerpuppen so fein und behutsam nehmen zerrissene, zerdrückte, zerfetzte Uniformen die beiden auf die Arme. Hinaus, hinaus. Es ist wie ein Zug um einen vielgeliebten, auf den Tod verwundeten König bis zur Scheune, unter prasselnden und stürzenden Balken, sorgsam, abwehrend in höchster Kraft, langsam, langsam und mit schnellsten Herzschlägen. „Meier, Jahn, Bergmann, Schönborn hierbleiben, Frau und Kind bewachen!" Ich habe es in zuckenden, gurgelnden Worten geschrien. Und wieder hinein in die Wogen. „Kartoffelsupp, Kartoffelsupp, den ganzen Tag Kartoffelsupp, Supp, Supp, Supp." Da ist es wieder, das Infanterie-Signal. „Vorwärts." Blast es mir am Sarg, und ich überstürme die Engel, die mir den Himmel verwehren wollen.

Und zum zweiten Mal ist der tolle Angriff zurückgeworfen. Ich lehne mich wie ein Todmatter, wie ein Gleichgültiger, an ein Birnenbäumchen; durch die lieben, trauten Blätter gelbt die Frucht. Senkt sich das Bäumchen auf mich? Umschlägt mich seine Krone? Wird es zum Schleier? Und ich sinke langsam nieder. Himmel und Erde sind mir eins geworden.

*

Der Garten des Todes.

Hab' ich geschlafen? Nein, wirklich, hab' ich geschlafen? Ich liege ganz gerade ausgestreckt. Noch sind meine Augen geschlossen. Es ist alles so still um mich. Jetzt öffne ich sie und schaue wieder in das Blätterdach meines Birnbäumchens. Mein Blick wandert, ohne daß ich den Kopf drehe, an den Zweigen vorbei in den Himmel. Unzählige rote Wölkchen stehen im Osten. Es ist die letzte keusche Minute vor Sonnenaufgang. Noch schweigt die Welt.

Mich auf die Knöcheln meiner Hände stützend, erhebe ich mich zu sitzender Stellung und wende langsam links und wende langsam rechts die Stirn. Ich bin nicht im geringsten verwundet. Ich sehe nur die buntesten Farben durcheinander auf dem grünen Rasen. Da wach ich auf: denn dicht, dicht neben mir, starrt mich ein schwarzer Kopf an, dem der Schädel weit klaffend, tief gespalten ist. Der Körper des Turkos stemmt sich auf die Knie und Hände. Er ist tot. In dieser Stellung ist er liegen geblieben. Jetzt springe ich auf und bin völlig bei Sinnen wieder. Und ich gehe durch den Garten des Todes . . . Hier greift sich einer ans Herz; dort streckt einer die Arme vor; der hat die Finger gekrümmt, dieser ruht platt auf dem Leibe. Die Gesichter sind verzerrt, selten wie schmerzlos schlafend. Die Wunden durch Sprengstücke der Granaten sind die furchtbarsten: Beine und Arme sind oft weggerissen, Brust und Eingeweide stehen offen . . . Kleine weiße Schmetterlinge, wie sie an schönen Sommertagen oft zu Hunderten fliegen vom früheften Morgen an, gaukeln über die Gefallenen. Zuweilen lassen sie sich nieder auf das rote Blut; aber Rosen sind es nicht, und sie spielen weiter, abgehoben von roten Wunden, von grünen Zweigen, vom blauen Himmel — alles Naturfarben. In einem Beet, das mit Kaiserlilien besetzt ist, finde ich meinen Freund, den Hauptmann der Zweiten. Er hat einige dieser stolzen Blumen im Fallen eingeknickt, einige biegen sich über ihn, wie ein Wiegendach; einige hat die Linke des Hauptmanns im Sturz herausgerissen aus dem Boden mit allen Wurzelchen. Und Hauptmann und Lilien welken, denn welk ist der Tod, und frisch ist nur das wurzelnde Leben, das Leben mit dem Fuß auf der Erde. Sein aschenfarbenes Gesicht (ein Granatstück hat die Brust zerrissen) ist, soll ich so sagen, ruhig ausgeklungen. Er hat keine Schmerzen gefühlt. Leb wohl, du Treuer.

Einige Schritte weiter hat der Tod den tapferen Feldgeistlichen ereilt; mitten ins Herz ging die Kugel. Einem Sterbenden hat er letzten Trost bringen wollen. Er ist über ihn, den unterdessen Verblichenen, quer hingefallen. Noch umkrampft der Gottesmann ein kleines elfenbeinernes Kruzifix.

Kaum fünf Schritte von ihm kniet der Bataillonsarzt. Aber er ist nicht erschossen; nur eine tiefe Ohnmacht aus Überanstrengung hat ihn erfaßt. In seinen Händen hält er eine leinene Binde. Sein Kopf ist auf die Brust dessen gesunken, der nun keine Verbände mehr nötig hat.

Doch das Leben erwacht: ich sehe die toderschöpften Musketiere an der Mauer schlafen, schlafen in Krümmungen und Streckungen wie die Toten. Die Posten gehen wieder auf und ab auf den Brettern. Ich trete zu ihnen. Flüsternd frage ich, flüsternd antworten sie. Wen wollen wir nicht stören? Die Toten? Die Schlafenden?

Der Deckel des Erard ist aufgerissen; auf den gesprungenen Saiten treibt sich im Morgenwehen ein Notenblatt umher: La Calesera. Cancion Andaluza. Yradier.

*

Ich bin bei der Scheune. In dieser, an dieser finde ich die Verwundeten. Der Oberstleutnant ist schwer durch den Unterleib geschossen. Er lächelt mich unter furchtbaren Schmerzen heldenmütig an. Hier ist auch die Gräfin noch. Der Neugeborene hat ein Zuckerbeutelchen im Mäulchen. Irgend ein Musketier hat das Wunder fertig gebracht. Die alte Tante, der die grauen Haare über die Schultern fallen, ist überall tätig. Bald bei ihrer Schwägerin, bald bei dem Säugling, bald bei den Verwundeten und Sterbenden, die sie tränkt und tröstet. Sie ist unermüdlich.

Meine Kompanie umringt mich wieder. Ich bin jetzt vollständig zu mir gekommen. „Antreten, Abteilen, Feldwebel!" Alles ist im Gange wie auf dem Kasernenhof. Auch die anderen Kompanien ordnen sich. Wir nehmen die alten Plätze wieder ein an der Mauer. Ein dritter Angriff ist zu gewärtigen. Freilich: Noch ein Vorstoß gegen uns, und das Häuflein hat den letzten Mann verloren.

Und wirklich ziehen neue feindliche Kolonnen heran. Nun aber lassen uns die Kameraden nicht im Stich. Von den Höhen steigen sie herab im blendenden Sonnenschein, Regiment neben Regiment. Alle Musiken spielen Märsche. Ein markerschütterndes Hurra entlassen unsere Kehlen. Immer näher, immer näher rücken sie, der Feind, der Freund. Und jetzt umdrängen die Unsrigen das Gehöft. Wir treffen mit ihnen zusammen. Vereint vorwärts ziehend, schicken wir die Franzosen in die Tore der Festung zurück.

Später dann half uns ein treuer Bundesgenosse, einer, den eingeschlossene Festungen nicht ganz gerne sehen: der alte Ruppsack Hunger.

Wer weiß wo.

(Schlacht bei Kolin, 18. Juni 1757).

Auf Blut und Leichen, Schutt und Qualm,
Auf roßzerstampftem Sommerhalm
Die Sonne schien.
Es sank die Nacht. Die Schlacht ist aus,
Und mancher kehrte nicht nach Haus
Einst von Kolin.

Ein Junker auch, ein Knabe noch,
Der heut das erste Pulver roch,
Er mußte dahin.
Wie hoch er auch die Fahne schwang,
Der Tod in seinen Arm ihn zwang,
Er mußte dahin.

Ihm nahe lag ein frommes Buch,
Das stets der Junker bei sich trug,
Am Degenknauf.
Ein Grenadier von Bevern fand
Den kleinen erdbeschmutzten Band
Und hob ihn auf.

Und brachte heim mit schnellem Fuß
Dem Vater diesen letzten Gruß,
Der klang nicht froh.
Dann schrieb hinein die Zitterhand:
„Kolin. Mein Sohn verscharrt im Sand.
Wer weiß wo."

Und der gesungen dieses Lied,
Und der es liest, im Leben zieht
Noch frisch und froh.
Doch einst bin ich, und bist auch du,
Verscharrt im Sand, zur ewigen Ruh,
Wer weiß wo.

Detlev von Liliencron.